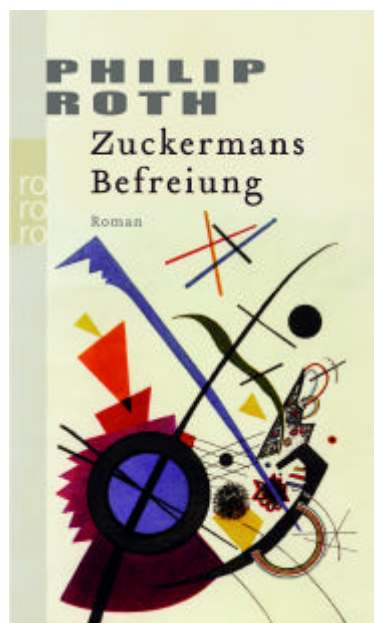


Leseprobe aus:

**Philip Roth**  
**Zuckermans Befreiung**

(Seite 7 - 16)



© 1982 by Carl Hanser Verlag, München Wien.  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.  
Alle Rechte vorbehalten.

## I «Ich bin Alvin Pepler»

«Was zum Teufel tun Sie denn in einem Bus, Sie mit Ihrem Zaster?»

Der das wissen wollte, war ein kleinwüchsiger, stämmiger junger Bursche mit kurzem Haarschnitt und einem neuen Straßenanzug. Eine Autozeitschrift in der Hand, hatte er vor sich hingeträumt, bis er entdeckt hatte, wer neben ihm saß. Das hatte genügt, um ihn auf Touren zu bringen.

Unbeeindruckt von Zuckermans unverbindlicher Antwort – einen Bus genommen, um durch die Gegend zu fahren –, begann er eifrig, ihm Ratschläge zu erteilen. Das tat zurzeit jeder, der ihn ausfindig machen konnte. «Sie sollten sich einen Hubschrauber kaufen. So würde ich das machen. Die Landeerlaubnis da droben auf den Apartmenthäusern pachten und ganz einfach über den Scheißdreck hier unten hinwegfliegen. Hey, haben Sie *den* hier gesehen?» Diese Frage war an einen Herrn gerichtet, der im Mittelgang stand und seine *Times* las.

Der Bus fuhr die Fifth Avenue entlang, Richtung *downtown* von Zuckermans neuer Upper Eastside-Adresse aus. Zuckerman war unterwegs zu einem Anlageberater in der Zweiundfünfzigsten Straße – ein Termin, den sein Agent André Schevitz für ihn vereinbart hatte, zum Zweck der Anlagenstreuung. Vorbei waren die Zeiten, in denen Zuckerman sich nur darüber Sorgen machen musste, dass Zuckerman Geld verdiente. Von nun an würde er sich darüber Sorgen machen müssen, dass sein Geld Moneten einbrachte. «Wo bewahren Sie es denn zurzeit auf?», hatte der Anlageberater gefragt, als Zuckerman ihn endlich angerufen hatte: «In meinem Schuh.» Der Anlageberater hatte gelacht. «Haben Sie vor, es dort zu lassen?» Die Antwort darauf wäre eigentlich «ja» gewesen, aber im Moment war es einfacher, «nein» zu sagen. Insgeheim hatte Zuckerman ein einjähriges Moratorium über alle wichtigen Entscheidungen verhängt, die dieser Bombenerfolg nach sich ziehen würde. Er wollte erst wieder handeln, wenn er wieder klar denken konnte. Das alles, dieser Glücksfall – welche Bedeutung hatte das für ihn? Es war so plötzlich gekommen und in einem solchen Ausmaß, dass er darüber genau so verdattert war wie über einen Misserfolg.

Da Zuckerman normalerweise in der Stoßzeit am Morgen nirgends hinging – außer, mit seiner Kaffeetasse, in sein Arbeitszimmer, um die tags zuvor geschriebenen Passagen nochmals zu lesen –, hatte er zu

spät gemerkt, dass dies eine sehr ungünstige Zeit war, einen Bus zu benützen. Aber er wollte noch immer nicht glauben, dass er jetzt nicht mehr, wie noch vor sechs Wochen, kommen und gehen konnte, wie und wann es ihm beliebte, ohne sich vorher klar zu machen, wer er war. Das übliche, alltägliche Nachdenken darüber, wer man ist, genügte vollauf, auch ohne dass man eine zusätzliche Portion Narzissmus mit sich herumschleppte.

«Hey, Sie da!» Zuckermans aufgeregter Nachbar versuchte abermals, den Mann im Mittelgang von seiner *Times* abzulenken. «Sehen Sie den Typ hier neben mir?»

«Jetzt schon», war die pikierte Antwort.

«Das ist der, der *Carnovsky* geschrieben hat. Haben Sie denn in den Zeitungen nichts darüber gelesen? Er hat gerade eine Million Dollar gemacht und fährt mit dem Bus!»

Als sie hörten, dass ein Millionär im Bus war, drehten sich zwei Mädchen, die beide die gleiche graue Schuluniform trugen, nach ihm um – zarte, reizende Kinder, zweifellos zwei wohlerzogene Schwestern, die auf dem Weg in ihre Klosterschule waren.

«Veronica», sagte die Kleinere, «der Mann dort hat das Buch geschrieben, das Mammi gerade liest. Das ist *Carnovsky*.»

Die Kinder knieten sich auf ihre Sitze und starrten ihn an. Ein Paar in mittleren Jahren, das auf der anderen Seite des Ganges saß, sah ebenfalls zu ihm herüber.

«Na los, Kinder», sagte Zuckerman leichthin, «zurück zu euren Hausaufgaben!»

«Unsere Mutter», meldete sich das ältere Mädchen zu Wort, «liest gerade Ihr Buch, Mr. Carnovsky.»

«Freut mich. Aber eure Mammi möchte bestimmt nicht, dass ihr im Bus fremde Leute anstarrt.»

Fehlschlag. Die schienen in St. Mary's Phrenologieunterricht zu bekommen.

Zuckermans Nachbar hatte sich inzwischen zu der direkt hinter ihm sitzenden Frau umgedreht, um sie über das große Ereignis aufzuklären. Auch sie sollte daran teilhaben. Eine einzige große Familie. «Neben mir sitzt einer, der gerade eine Million Dollar gemacht hat. Wahrscheinlich sogar zwei.»

«So?», sagte eine sanfte, damenhaftige Stimme. «Hoffentlich macht das viele Geld keinen anderen Menschen aus ihm.»

Fünfzehn Häuserblocks nördlich des Anlageberatungsbüros zog Zuckerman an der Strippe und stieg aus. Hier in dieser anomischen Gartenanlage war es sicher noch möglich, inmitten der Stoßzeitpassanten ein Niemand zu sein. Wenn nicht, dann versuch's doch mal mit einem Schnurrbart. Passt zwar nicht zu dem Leben, wie du es empfindest, siehst, kennst und kennen möchtest, aber wenn es bloß eines Schnurrbarts bedarf, dann lass dir einen stehen. Du bist nicht Paul Newman, aber auch nicht mehr das, was du einmal warst. Ein Schnurrbart. Kontaktlinsen. Vielleicht wäre

eine buntscheckige Aufmachung zu empfehlen. Versuch doch, so auszusehen, wie heutzutage alle aussehen, statt immer noch so, wie vor zwanzig Jahren jedermann in «Humanities, Kursus 2» ausgesehen hat. Weniger wie Albert Einstein, mehr wie Jimi Hendrix, dann stichst du nicht so sehr von den anderen ab. Und wenn wir schon bei diesem Thema sind – wie steht's denn mit deinem Gang? Daran hatte Zuckerman sowieso schon immer arbeiten wollen. Beim Laufen waren seine Knie zu nahe beieinander, und außerdem ging er immer viel zu schnell. Jemand, der einsachtzig groß ist, sollte lieber ein bisschen *schlendern*. Doch leider vergaß Zuckerman immer schon nach den ersten zwanzig Schritten, ans Schlendern zu denken – zwanzig, dreißig Schritte, und schon war er wieder in Gedanken versunken, statt auf seinen Gang zu achten. Jetzt allerdings war der Moment gekommen, damit Ernst zu machen, zumal die Presse jetzt auch seine sexuelle Leistungsfähigkeit unter die Lupe nahm. Beweg dich so aggressiv, wie du schreibst. Du bist Millionär, also gewöhn dir den Gang eines Millionärs an: Man beobachtet dich.

Der Spaß geht auf meine Kosten. Diese Frau im Bus zum Beispiel, der unbedingt erklärt werden musste, warum die anderen ganz aus dem Häuschen waren. Und dort, diese große, hagere ältere Dame mit dem stark gepuderten Gesicht . . . warum rennt die denn so? Und warum macht sie das Schnappschloss ihrer Hand-

tasche auf? Zuckermans Adrenalin riet ihm plötzlich, ebenfalls zu rennen.

Es waren nämlich keineswegs alle Leute von dem Buch begeistert, das Zuckerman jetzt ein Vermögen einbrachte. Zahlreiche Leser hatten ihm bereits schriftlich die Meinung gesagt. «Eine Schande, Juden in einer völlig perversen Peep-Show-Atmosphäre darzustellen; eine Schande, Juden zu schildern, die Ehebruch begehen, dem Exhibitionismus, der Selbstbefriedigung, der Sodomie und der Hurerei frönen!» Jemand, dessen Briefpapier mit einem gedruckten Briefkopf so eindrucksvoll wie der des Präsidenten der Vereinigten Staaten geziert war, hatte ihn sogar wissen lassen, man müsste ihn «niederknallen». Und im Frühjahr 1969 war das keine bloße Redewendung mehr. Vietnam war ein Schlachthaus, und auch außerhalb des Kriegsschauplatzes liefen viele Amerikaner Amok. Es war erst einige Monate her, dass Martin Luther King und Robert Kennedy von Attentätern niedergeknallt worden waren. Ein persönlicher Bekannter Zuckermans, einer seiner früheren Lehrer, hielt sich immer noch versteckt, weil jemand eines Nachts, als er gerade mit einem Glas warmer Milch und einem Roman von Wodehouse am Tisch saß, mit einem Gewehr durchs Küchenfenster geschossen hatte. Der pensionierte Junggeselle hatte an der Universität von Chicago fünfunddreißig Jahre lang Mittelenglisch gelehrt. Der Kursus war schwierig gewesen, aber ganz so schwierig auch wieder nicht. Heut-

zutage genügte es nicht mehr, jemandem die Nase blutig zu schlagen. Niedermetzeln – das war offenbar an die Stelle jenes Rundumschlags getreten, von dem die Erbitterten früher geträumt hatten; nur noch völlige Vernichtung konnte eine dauerhafte Befriedigung verschaffen. Im vergangenen Jahr waren während des Wahlkongresses der Demokratischen Partei Hunderte mit Schlagstöcken traktiert, durch Fensterscheiben geschmissen oder von Polizeipferden niedergetrampelt worden – wegen Verstößen gegen Zucht und Ordnung, die weniger gravierend waren als jene, die Zuckerman nach Meinung zahlreicher Briefschreiber begangen hatte. Er hielt es keineswegs für unwahrscheinlich, dass irgendwo in einem schäbigen Zimmer das mit seinem Porträt (ohne Schnurrbart) gezierte Titelblatt von *Life* mit Reißzwecken an die Wand geheftet war – genauso weit vom Bett eines «Einzelgängers» entfernt, dass dieser mit Wurf Pfeilen danach zielen konnte. Solche Titelgeschichten waren schon schlimm genug für die Schriftstellerfreunde eines Schriftstellers, ganz zu schweigen von halb gebildeten Psychopathen, die wohl kaum über die vielen guten Taten Bescheid wussten, die er im PEN-Club vollbrachte. Ach, Gnädigste, wenn Sie doch bloß mein wahres Ich kennen würden! Schießen Sie nicht! Ich bin ein ernsthafter Schriftsteller, nicht bloß einer von diesen Sittenstrolchen!

Aber es war schon zu spät für solche Argumente. Hinter der randlosen Brille waren die blassgrünen

Augen der gepuderten Fanatikerin vor lauter Glaubbenseifer schon ganz glasis geworden. In Kernschussweite packte sie ihn am Arm. «Sie dürfen nicht . . .» – sie war nicht mehr jung und musste nach Atem ringen – «Sie dürfen nicht zulassen, dass das viele Geld einen anderen Menschen aus Ihnen macht, ganz gleich, was für einer Sie jetzt sind. Geld hat noch keinen glücklich gemacht. Das kann nur ER.» Dann zog sie aus ihrer Handtasche, die so groß wie eine Lugerpistole war, eine Postkarte mit dem Bild Jesu und drückte sie ihm in die Hand. «Es ist kein Gerechter auf Erden», ermahnte sie ihn, «welcher Gutes tut und nicht sündigt. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.»

Als er später an diesem Vormittag, nur einen Katzensprung vom Büro des Anlageberaters entfernt, an einer Theke Kaffee trank – und zum ersten Mal im Leben die Wirtschaftsseite der Morgenzeitung studierte –, kam eine Frau in mittleren Jahren lächelnd auf ihn zu und erzählte ihm, seit sie in *Carnovsky* alles über seine sexuelle Befreiung gelesen habe, sei sie selber auch nicht mehr so «verklemmt». Als er in die Bank an der Rockefeller Plaza ging, um einen Scheck einzulösen, fragte der langhaarige Wachmann im Flüsterton, ob er Mr. Zuckermans Jackett berühren dürfte: Wenn er heute Abend nach Hause käme, wollte er seiner Frau davon erzählen. Als Zuckerman durch den Park ging, pflanzte

sich eine adrett gekleidete junge Mutter von der East Side, die mit Baby und Hund unterwegs war, vor ihm auf und sagte: «Sie brauchen Liebe, und zwar ständig. Sie tun mir Leid.» Im Zeitschriftensaal der Stadtbibliothek tippte ihn ein älterer Herr auf die Schulter und erklärte ihm in stark ausländisch gefärbtem Englisch – dem Englisch von Zuckermans Großvater –, wie Leid ihm seine Eltern taten. «Sie haben nicht alles aus Ihrem Leben berichtet. In Ihrem Leben gibt es mehr als nur *das*. Aber das andere lassen Sie einfach aus. Um quitt zu sein.» Und schließlich, zu Hause, ein massiger, leutseliger Schwarzer von der Elektrizitätsgesellschaft, der den Zähler ablesen wollte. «Hey, machen Sie *alles*, was in diesem Buch steht? Mit allen diesen Schnepfen? Sie sind vielleicht einer, Mann o Mann!» Der Zählerableser. Also auch bei Leuten, die sonst nur Zähler ablesen, konnte man jetzt darauf zählen, dass sie *dieses* Buch lasen.

Zuckerman war hoch gewachsen, aber nicht so groß wie Wilt Chamberlain. Er war hager, aber nicht so hager wie Mahatma Gandhi. In seiner üblichen Aufmachung – braune Cordjacke, grauer Rollkragenpullover, khakifarbene Baumwollhose – sah er zwar ganz manierlich, aber wohl kaum wie Rubirosa aus. Und zudem waren schwarze Haare und ein Zinken hier in New York keine so auffälligen Merkmale wie vielleicht in Reykjavik oder Helsinki. Trotzdem wurde er zwei-, drei-, viermal die Woche von wildfremden Leuten er-

kannt. «Das ist Carnovsky!» – «Hey, Vorsicht, Carnovsky, wegen so was wird man eingelocht!» – «Hey, willst du meine Unterwäsche sehen, Gil?» Anfangs hatte er jedem, der ihm auf der Straße etwas nachrief, freundlich zugewinkt, um zu zeigen, dass er kein Spielverderber war. Das war am einfachsten, also tat er's. Danach war es am einfachsten, so zu tun, als hätte er's nicht gehört, und weiterzugehen. Und später war es am einfachsten, so zu tun, als hätte er alles gehört, sich dann aber einzureden, dass es sich in einer Welt abspielte, die gar nicht existierte. Die Leute verwechselten Charakterdarstellung mit persönlichen Bekenntnissen, und ihre Zurufe galten jemandem, den es nur in einem Buch gab. Zuckerman versuchte, dies als Lob aufzufassen – er hatte es geschafft, dass wirkliche Menschen auch Carnovsky für wirklich hielten –, aber schließlich gab er sich doch lieber den Anschein, nur er selbst zu sein, und ging mit kurzen, hastigen Schritten seines Wegs.

Gegen Ende dieses Tages verließ er seine neue Wohngegend und ging nach Yorkville hinüber, wo er in der Second Avenue genau die Zufluchtsstätte entdeckte, nach der er Ausschau gehalten hatte. Der richtige Ort, um ungestört mit der Abendzeitung dasitzen zu können – jedenfalls kam es ihm so vor, als er zwischen den im Schaufenster hängenden Salamiwürsten hindurch in das Lokal spähte: eine sechzigjährige Bedienung mit verschmiertem Lidschatten und ausgelatschten Haus-